

**SESTO CONGRESSO INTERNAZIONALE
DI EGITTOLOGIA**

Atti

VOLUME II

1993

FRANK KAMMERZELL, *Göttingen*

Aristoteles, Derrida und ägyptische Phonologie. Zu systematischen Verschiedenheiten von geschriebener und gesprochener Sprache*

1 Gegenstand meiner Ausführungen ist das Verhältnis, in dem die geschriebene und die gesprochene Sprachform vor allem des Ägyptischen zueinander stehen. Dabei wird (zunächst) nicht auf jene Dichotomie verschiedener Normen oder Subcodes abgezielt, die man durch Begriffe wie Schriftsprache, Standardsprache, Hochsprache, Literatursprache auf der einen Seite und mündliche Sprache, Umgangssprache, Alltagssprache, Volkssprache auf der anderen Seite charakterisieren mag. Ebenso wenig bilden mündliche oder schriftliche Äußerungen und ihre durch die jeweils eigenen Performanzbedingungen wie »begrenzt Gedächtnis, Zerstretheit und Verwirrung, Verschiebung in der Aufmerksamkeit und im Interesse, Fehler« (N. Chomsky) das Thema. Gegenstand sind vielmehr die systematischen Beziehungen zwischen der *Graphemsprache* und der *Phonemsprache*. Unter Graphemsprache wird ein natürlichsprachliches System verstanden, dessen Ausdruckssubstanz aus graphischen Zeichen besteht, und der Begriff Phonemsprache bezeichnet ganz analog ein System mit lautlicher Ausdruckssubstanz.

Durch eine übergeordnete Komponente der graphemsprachlich-phonemsprachlichen (oder kurz: *graphonemischen*) *Korrespondenzregeln* miteinander verknüpft, bilden die beiden Systeme das Gesamtsystem einer verschrifteten Sprache. Weniger abstrakt gesagt, geht es um folgende Frage: In welchem Verhältnis stehen die Elemente und Kategorien der geschriebenen Sprache zu denen der gesprochenen Sprache? Damit scheint nun bereits zum zweiten Mal ein Punkt erreicht, an dem der Skeptiker vielleicht Einhalt gebieten und auf den bescheidenen praktischen Wert einer solchen »Gedankenspielerlei« hinweisen möchte. Denn die Relationen zwischen Schriftzeichen und Zeichen der gesprochenen Sprache gelten gemeinhin als ausreichend geklärt — zumal unter Ägyptologen, von denen jeder im Zuge seiner Elementarbildung in etwa folgendes, hier nur vergrößernd skizziertes Bild vermittelt bekommen hat:

Die Hieroglyphenzeichen lassen sich ihren Funktionen nach zwei Hauptklassen zuteilen, den »Semogrammen« (oder Sinnzeichen) und den »Phonogrammen« (oder Lautzeichen). Semogramme stehen als Signifikans (»Logogramme, Morphogramme«) oder als Interpretans (»Determinative«) für bedeutungshaltige Sprachzeichen, Phonogramme bezeichnen (»Phonogramme im engeren Sinne«) oder interpretieren (»Komplemente«) lautliche Einheiten.

Unter Hintanstellen der diversen Verfeinerungen, die dieses klassisch zu nennende Konzept erfahren hat, scheint mir die ägyptologische *opinio communis* auf diese Weise einigermaßen zutreffend wiedergegeben zu sein. Allen Ansätzen der modernen Ägyptologie ist gemein, daß

1. die Elemente der Schrift prinzipiell durch ihre Relation zu den jeweiligen Bezugselementen der gesprochenen Sprache (Phoneme, Phonemketten, Silben, Wörter) definiert werden;

2. eine weitgehende Isomorphie von phonematischer und graphematischer Ebene angenommen wird, mithin die Grapheme als sekundäre graphische *Repräsentanten* von Phonemen, Phonemketten, Silben, Wörtern gelten;

3. Abweichungen vom phonographischen Prinzip — etwa im Bereich der Nichtrepräsentation von Vokalen oder »schwachen Konsonanten« — oft als Mängel des Systems interpretiert werden.

Es versteht sich von selbst, daß die letzten beiden Beobachtungen nur für die »phonographische Komponente« der Hieroglyphenschrift gelten.

2 Erste Absicht dieser Darlegungen ist es, die schrifttheoretischen Grundkonzepte, die — zumeist nur implizit und wenig reflektiert — hinter solchen Ansätzen stehen, herauszuschälen und ihre Position im Rahmen allgemeiner »Grammatologien« zu bestimmen. Dabei wird es sich erweisen, daß die Geschichte der Theorien geschriebener Sprache und ihrer Relationen zur gesprochenen Sprache ein frappierendes Analogon besitzt in der Entwicklung abendländischer sprachphilosophischer Vorstellungen über die Verschiedenheit der Einzelsprachen, einer Entwicklung, die nach einem biblischen »Vorspiel« ihren eigentlichen Ausgang im antiken Griechenland nimmt und, soweit sie hier in Betracht kommt, bei Wilhelm von Humboldt endet. Übrigens geschieht es nicht zufällig oder etwa gar nur um einer plakativen Metaphorik willen, wenn das Verhältnis zwischen Graphemsprache und Phonemsprache und die Beziehungen zwischen unterschiedlichen Einzelsprachen einer weitestgehenden Parallelisierung unterzogen werden. Vielmehr befindet man sich dabei in Übereinstimmung mit einer der wesentlichen neueren Richtungen linguistischer Grammatologie, für die Namen wie Josef Vachek und William Haas stehen und als deren Hauptthese die Aussage »writing translates speech (and vice versa)« (W. Haas) gelten kann. Sucht man die lange Kette der Vorstellungen über die Verschiedenheit der Einzelsprachen in größere Abschnitte zu untergliedern und diese prägnant zu beschreiben, so bieten sich dafür die sechs Benennungen babylonisch, platonisch, aristotelisch, augustinish, dantisch und humboldtianisch an. Diese Begriffe werden zunächst in ihrer sprachphilosophischen Bedeutung knapp (und, dessen ist sich der Autor durchaus bewußt, stark simplifizierend) charakterisiert, um dann den Versuch zu unternehmen, sie auf bestimmte — allgemeine wie ägyptologische — schrifttheoretische Konzepte zu übertragen.

Als »babylonisch« könnte man jene vorthoretische Einstellung zur Sprachenvielfalt bezeichnen, die die Differenzen zwischen den Sprachen vor allem unter ihrem Aspekt als Kommunikationshemmnisse versteht und dazu neigt, fremde Sprachen als *barbarophon* (Homer) zu verunglimpfen oder gar aus der Sphäre des spezifisch Menschlichen auszuschließen. Übertragen auf das Verhältnis der

gesprochenen zur geschriebenen Sprache, ist dies die Einstellung des Illiteraten und eben auch die des Forschers, wenn er sich mit für ihn undekodierbaren schriftlichen Äußerungen konfrontiert sieht. Vor der Entzifferung der Hieroglyphenschrift konnte den ägyptischen Sprachdenkmälern »linguistisch« kaum anders begegnet werden, doch auch später noch ist das Ägyptische zuweilen durch das Infragestellen der Gültigkeit sprachlicher Universalien aus dem Kreis menschlicher Sprachsysteme wenigstens implizit ausgegrenzt worden. Spuren einer »babylonischen« Einschätzung der Hieroglyphenschrift als *barbarophones* (besser wäre natürlich: *barbarographes*) System finden sich bis in jüngste Zeit hier und da in Äußerungen, die unsere — auch durch äußere Umstände einer diskontinuierlichen und fragmentarischen Überlieferung bedingte — unvollständige Kenntnis des Ägyptischen der vorgeblich mangelbehafteten Hieroglyphenschrift anlasten.

»Platonisch« ist die Auffassung, die die Daseinsberechtigung fremder Sprachen nicht länger bestreitet, sondern von einer inhaltlichen Identität und damit der funktionalen Gleichwertigkeit der verschiedenen Idiome ausgeht. Im Zusammenhang mit dem postulierten Werkzeugcharakter (*ὄργανον*) der Wörter und der daraus erschlossenen Forderung nach einer naturgegebenen »Richtigkeit der Benennungen« wird durchaus mit der Möglichkeit der — zumindest uranfänglich — auch materiellen Identität der Einzelsprachen gerechnet. Von den Schrift-»Theorien« gehören unter diese Überschrift all jene Ansätze, die es mit der Differenzierung zwischen geschriebener und gesprochener Sprache nicht so genau nehmen, von Buchstaben sprechen, aber Laute meinen und graphische Phänomene nicht hinreichend gegenüber phonischen abgrenzen.

Der »aristotelische« Ansatz verbindet die Signifikanten (Wörter) nicht mehr unmittelbar mit den Gegenständen der realweltlichen Wirklichkeit, sondern mit abstrakten Bewußtseinsinhalten, denen sie aufgrund der historischen Tradition einer Sprachgemeinschaft (*κατὰ συνδέξιν*) zugeordnet werden. Die Bewußtseinsinhalte gelten als universell und einzelsprachenunabhängig, die Verschiedenheit der Einzelsprachen ist also eine allein materielle. Das impliziert Äquivalenzbeziehungen zwischen den Formelementen der verschiedenen Sprachen bzw., bei Betrachtung von geschriebener und gesprochener Sprache, Äquivalenzbeziehungen zwischen den Formelementen der beiden unterschiedlichen Ausdrucksebenen. Auf »aristotelischer« Grundlage basieren alle diejenigen Schrifttheorien, welche explizit oder implizit von der »Einheit der Grammatik« (H. Glück) ausgehen und damit von einem Modell, das einer einheitlichen Inhaltsebene oder semantischen Komponente zwei unterschiedliche Ausdrucksebenen (neben anderen Komponenten) gegenüberstellt: eine phonematische und eine graphematische Komponente. Der Status der Schrift ist innerhalb der aristotelischen Sprachphilosophie selbst festgelegt worden und läßt sich durch die vielzitierte Äußerung »*aliquid stat pro aliquo*« charakterisieren. Damit galt die geschriebene Sprachform nicht nur als phylogenetisch und ontogenetisch sekundäres Phänomen, sondern auch als systematisch zweitrangig: der phonematischen Komponente der Grammatik ist eine graphematische quasi vorgeschaltet. Die Auffassung, »daß die sichtbare Sprache zu der tönenden nur als Zeichen sich verhält« (G.F.W. Hegel), Schriftzeichen also sekundäre Zeichen zur Repräsentation der primären Sprachzeichen, gleichsam bloße Supplemente der gesprochenen Worte (J.-J. Rousseau) seien, erwies sich als

prägend für die abendländische Grammatologie, so daß man noch heute zwar vom Lautwert der Buchstaben aber kaum jemals vom Buchstabenwert der Laute spricht. In der Tradition des »aristotelischen« Modells wurde als anzustrebendes Endziel einer jeden historischen Schriftentwicklung die rein repräsentationistische Funktion der Schrift bestimmt. In alphabetozentrischer Manier wurden die nicht überwiegend phonographischen Systeme in das Vorfeld der Schriftwerdung verwiesen und sind selbst in modernen Arbeiten zur Graphematik allzu häufig bewußt ausgeblendet. »Aristotelisch« sind die meisten Überlegungen, die sich aus ägyptologischer Perspektive mit dem Thema Schrift befassen. Auf den wichtigsten ihnen gemeinsamen Zug, nämlich die generelle Analyse der Grapheme als Signifikanten (oder Interpretanten) phonemsprachlicher Zeichen, wurde bereits oben hingewiesen.

Innerhalb des »aristotelischen« Rahmens zur Bestimmung des Verhältnisses verschiedener sprachlicher Systeme zueinander unterscheide ich zwei Untergruppen, die deutliche Bewertungen der jeweils konfrontierten Größen vornehmen. »Augustinisch« heißt die Betrachtungsweise, für die eine Opposition sakral versus vulgär eine Rolle spielt und die allein die »sakralen« Systeme als Gegenstände linguistischer Forschung für würdig erachtet. »Augustinisch« wie die Philologie des christlichen Mittelalters mit ihrer Ausgrenzung der Volkssprachen aus dem Bereich dessen, was zur *ars grammatica* gehört, sind demnach hinsichtlich der Behandlung der geschriebenen Sprache auch der Strukturalismus eines de Saussure, Sapir, Bloomfield oder Hockett und die »Standardtheorie« der Generativen Transformationsgrammatik — insofern nämlich, als sie allein die gesprochene Sprache als relevanten Gegenstand der Linguistik anerkennen. Die »dantische« Sicht der Dinge kennt ebenfalls so etwas wie den Gegensatz *lingua sacra* versus *vernaculum*, verzichtet jedoch auf die pejorative Diskriminierung der nicht »sakralen« Systeme und behandelt sie als Größen, die in bestimmten Kommunikationssituationen nicht nur zulässig, sondern die einzigen angemessenen sind. Entschiedener Vertreter einer »dantischen« Grammatologie ist der Prager Strukturalist Josef Vachek, aus dessen Feder einige der spannendsten Beiträge zur Schriftdiskussion stammen. Er bestimmt die geschriebene und gesprochene Sprache als zwei *Normen* (oder *Subcodes* oder *Register*) des einzelsprachlichen Gesamtsystems mit jeweils typischen Anwendungsbereichen und demzufolge einer funktionalen Komplementarität. Die Verschiedenheit von geschriebener und gesprochener Sprache ist ihm also in erster Linie eine pragmatische (und natürlich auch eine formale). Die Frage nach einer spezifischen pragmatischen Funktion der geschriebenen Sprache ist auch in der Ägyptologie schon früh auf Interesse gestoßen — zuerst, um zu klären, »wozu die Ägypter eine Schrift brauchten« (W. Schenkel), dann verstärkt im Zusammenhang mit dem in jüngerer Zeit aktuell gewordenen Forschungsthema Schriftlichkeit und Mündlichkeit. In ägyptologischen Beiträgen zur Grammatologie im engeren Sinne (d.h. zur Behandlung der geschriebenen Sprachform als System) spielen jedoch die zuletzt skizzierten schrifttheoretischen Konzepte naturgemäß keine besondere Rolle (auch nicht implizit), da die Überlieferungslage extinkter Sprachen sowohl dem »augustinischen« Primat der gesprochenen Sprachform als auch einer »dantischen« Behandlung geschriebener und gesprochener Äußerungen als gleichwertiger Phänomene, die funktional komplementär sind, entgegenstehen.

Alle bislang skizzierten Konzepte gingen aus von einer übereinzelsprachlichen Universalität der Bedeutungen, von der faktischen Synonymie der Wörter einer Sprache und ihrer jeweiligen fremdsprachlichen Entsprechungen, von der identischen Strukturiertheit des Lexikons und der Grammatik jeder menschlichen Sprache und damit von der gegenseitigen Abbildbarkeit der Elemente verschiedener Sprachen. Das Gegenteil, die Nicht-Identität der Bedeutung ist das charakteristische Merkmal eines Ansatzes, der »humboldtianisch« genannt werden soll. Nach der Sprachphilosophie Wilhelm von Humboldts manifestieren sich die Differenzen zwischen den Einzelsprachen nämlich nicht nur in materiell verschiedenen Formen der Signifikanten vorgeblich identischer Bedeutungen, sondern ebenso (wenn nicht entscheidender) in der Existenz unterschiedlicher semantischer Kategorien. Das Geflecht der in einer jeden Sprache grammatikalisierten semantischen Oppositionen konstituiert also eine individuelle Bedeutungsebene oder »Weltansicht« (W. von Humboldt), die sich signifikant von der semantischen Komponente der Grammatik einer anderen Einzelsprache unterscheidet. Daß eine solche Betrachtung der Beziehungen, die zwischen verschiedenen menschlichen Sprachsystemen bestehen, angemessener ist also die zunächst vorgestellten Konzepte, ist zu offensichtlich, als daß eigens empirische Zeugnisse vorgeführt werden müßten. Sehr wohl eines Belegs bedürftig ist allerdings meine Behauptung, daß auch dann einem »humboldtianischen« Modell der Vorzug gegeben werden sollte, wenn es darum geht, das systematische Verhältnis der geschriebenen Sprache zur gesprochenen Sprache zu beschreiben — zumindest bei der Betrachtung eines Systems von der Art der ägyptischen Hieroglyphenschrift.

Den radikalsten Gegenentwurf zur lange Zeit fast einzig gültigen Grammatologie nach »aristotelischer« Manier stellt J. Derridas Dekonstruktion der abhängigkeitsorientierten, »phonozentrischen« Konzepte von Schrift als einem sekundären System dar, die in einer Expansion des Geltungsbereichs der Begrifflichkeit mündet, so daß *Schrift* nunmehr als umfassendstes und allgemeinstes semiologisches System verstanden wird, das Sprache — mehr noch: jedes System von Signifikaten und Signifikanten — mit *einbegreift*. Wenn auch Derrida, in Konsequenz seines methodologischen Ansatzes, weniger an einer Neubestimmung des systematischen Verhältnisses von (gesprochener) Sprache und der »sinnlich wahrnehmbaren und endlichen« Schrift im engeren, landläufigen Sinne interessiert ist, als vielmehr an ihrer Transzendierung zu einer »natürlich und universal, intelligibel und zeitlos« zu nennenden »Ur-Schrift« (*archi-écriture*), so ist doch gerade seine streckenweise unverhohlenen polemische De(kon)struktion herkömmlicher Schrifttheorien geeignet, den Blick für die systematischen Verschiedenheiten von Graphemsprache und Phonemsprache zu schärfen.

3 Für die Beschreibung der Verhältnisse, die zwischen dem System des geschriebenen Ägyptisch (oder: der *ägyptischen Graphemsprache*) und dem System des gesprochenen Ägyptisch (oder: der *ägyptischen Phonemsprache*) bestehen, ist vor allem die Validität zweier der besprochenen Konzepte von Belang. Als konkurrierende Alternativen stehen einander dabei der geläufige, »aristotelische« und der hier favorisierte »humboldtianische« Ansatz gegenüber. Zur Verdeutlichung und als Rekapitulation der Hauptunterschiede skizzieren die beiden folgenden Ab-

bildungen die Strukturierung der Grammatik einer verschrifteten Sprache jeweils nach »aristotelischem« und »humboldtianischem« Muster (figs. 1, 2).

Das Grammatikkonzept nach »humboldtianischem« Muster verwirft die »Einheit der Grammatik«. Es bietet an deren Stelle zwei vollständige Sätze grammatischer Komponenten und kennt nicht nur die eine Nahtstelle zwischen phonematischer und graphematischer Komponente als einziges Verbindungsglied zwischen geschriebener und gesprochener Sprache, sondern setzt Beziehungen mit nicht-äquivalenten Korrespondenzen zwischen geschriebenen und gesprochenen Einheiten auf allen Ebenen der Grammatik voraus, wobei die Hauptbezugsebene der graphemsprachlich-phonemsprachlichen Korrespondenzen vom Typ des jeweiligen Schriftsystems abhängt. Der Ansatz des »humboldtianischen« Grammatikmodells muß also dann als gerechtfertigt, ja notwendig erachtet werden, wenn sich Indizien dafür aufdecken lassen, daß die Systeme von Graphemsprache und Phonemsprache sich tatsächlich nicht allein auf kenematischer Ebene hinsichtlich Substanz, Inventar und System ihrer Ausdruckselemente unterscheiden, sondern auch hinsichtlich der Strukturierung der übrigen Grammatikkomponenten (Morphologie einschließlich Lexik, Syntax, Semantik, Pragmatik) Differenzen aufweisen. Im folgenden werden einige Beispiele dafür angeführt, daß ägyptische graphemsprachliche Äußerungen von korrespondierenden phonemsprachlichen Äußerungen unter Umständen so stark abweichen, daß zwischen der schriftlichen und der mündlichen Realisation eines Textes in der Tat solche Unterschiede bestehen mögen, wie man sie eigentlich zwischen verschiedenen einzelsprachlichen Systemen zu beobachten gewöhnt ist. Im Einzelfällen sind die Diskrepanzen von einer Art, daß man sogar zwei Vertreter unterschiedlicher Sprachtypen vor sich zu haben meint.

4 Das Vorhandensein der sogenannten »Determinative« in der hieroglyphischen Graphemsprache, ihr unbezweifelbarer Morphemstatus, ihre Funktion als Klassifikatoren und das Fehlen von Korrelaten in den lautlichen Realisationen konstituieren einen systematischen Gegensatz zwischen geschriebenem und gesprochenem Ägyptisch, der typologisch vollständig dem zwischen einer Einzelsprache mit Klassensuffixen (z.B. Birmanisch) und einer ohne solche Elemente (z.B. Englisch) entspricht.

In der ägyptischen Graphemsprache kommen Grammatikalisierungen extralinguistischer Statusoppositionen vor, die ohne Entsprechungen in der Phonemsprache sind. Man denke etwa an das suffigierete Personalpronomen der ersten Person Singular: einer einheitlichen Phonie /ij/ können in der geschriebenen Sprache Sonderformen zur Referenz auf weibliche, ehrwürdige, königliche oder göttliche Sprecher gegenüberstehen. Analog zu dieser Differenz läßt sich auf vergleichbare Unterschiede zwischen dem Englischen und Deutschen (zweite Person: *you* versus *du* : *ihr* : *sie*) oder dem Englischen und Birmanischen (erste Person: *I* versus *na*: *kyvaṅ ma* : *kyvaṅ tō* : *kyut*) verweisen.

Die Bildung des Plurals maskuliner Substantiva kann im Altägyptischen graphemsprachlich auf mannigfache Weise bewerkstelligt werden. Neben der Suffigierung eines <w> treten Stammodifizierung, Dreifachsetzung eines Klassensuffixes, Suffigierung eines Zahlzeichens (»Pluralstriche«), dreifache Wiederholung

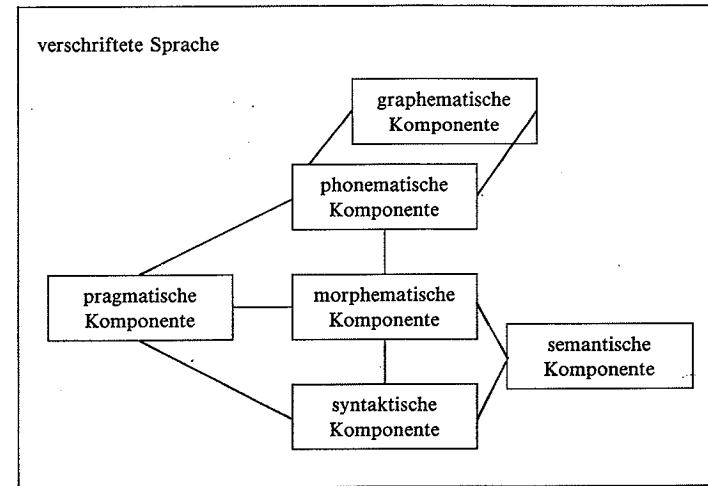
des Stammes oder auch Kombinationen mehrerer solcher Verfahren auf. Demgegenüber scheint die Phonemsprache im wesentlichen nur ein einziges Muster zu verwenden, die Suffigierung eines /w/, die unter Umständen hypothetisch auf ein phonologisches Merkmal /LÄNGE/ zurückgeführt werden kann (W. Schenkel). Als Analogie kann der Kontrast englisch *father* : *fathers* versus indonesisch *bapak* : *bapak-bapak* ~ *bapak*² herangezogen werden.

Weitere Beispiele aus der Fülle systematischer Abweichungen auf morpho-syntaktischer Ebene können nur erwähnt werden, es genügen Stichworte wie »Zeichenverstümmelung«, »Voranstellung aus Ehrfurcht«, »gespaltene Kolumne«, Abkürzungen und Ziffernschreibungen. Eher in den Bereich der Pragmatik gehören etwa Hervorhebungen durch Rubra oder Kartuschensetzung.

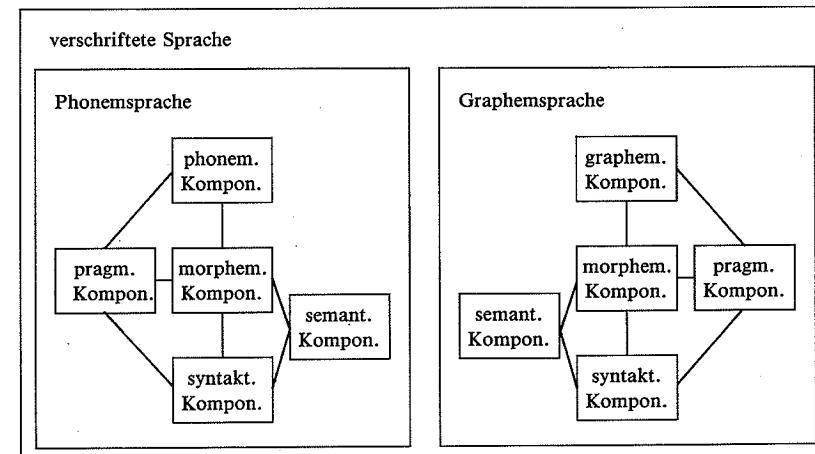
Die nicht kongruenten Beziehungen auf kenematischer Ebene, das heißt zwischen Elementargraphemen (»Einkonsonantenzeichen«) und Phonemen, eröffnen die weitesten Perspektiven in linguistischer Hinsicht. Die Hypothese, daß in der Hieroglyphenschrift nicht unbedingt für jedes Phonem des Ägyptischen ein korrespondierendes Elementargraphem vorhanden sein mußte und daher bestimmte Klassen von Graphievarianzen als Reflexe graphematisch mehrwertiger Grapheme zu interpretieren sind, erlaubt es in Verbindung mit sprachvergleichenden Überlegungen, die Rekonstruktion des ägyptischen Lautsystems zu präzisieren. So kann etwa aus dem Wechsel von <^c> (ältestes Normalkorrelat /d/, siehe O. Rößler, W. Schenkel) und <z/s> (Normalkorrelat /s/) bzw. von <^c> und <s^c> die Existenz eines vom Afroasiatischen her zu erwartenden stimmhaften dentalen oder interdentalen Sibilanten oder Frikativs /z/ bzw. /ḏ/ auch im Ägyptischen erschlossen werden (siehe z.B. <^cr> ~ <s^cr>, /zl bzw. ḏl/ »Verletzung« = arabisch dilla).

* Dieser Text ist das überarbeitete Fragment eines längeren Manuskripts, welches als Grundlage für das unter dem Titel »Ueber die Verschiedenheiten von geschriebener und gesprochener Sprache« gehaltene Referat diente. Da wegen der Umfangsvorgabe für den Abdruck in den Kongreßakten kein Raum bleibt, das seinerzeit als hand-out präsentierte Material beizugeben, werden die systematischen Verschiedenheiten von geschriebener und gesprochener Sprache hier allein konstatiert, nicht illustriert. Stattdessen findet sich Gelegenheit, etwas ausführlicher auf die in Rede stehenden grammatologischen Konzepte einzugehen als es im Vortrag geschah. Die mündlichen und schriftlichen Ausführungen zum Thema sind also wechselseitige *Supplemente*. Da es aber keineswegs mein Anliegen ist, den seit Platon angenommenen Supplement- oder gar Surrogatcharakter der Schrift durch einen konkreten Fall von Supplementarität des Geschriebenen auch noch zu bestätigen, wird eine ausführlichere Gesamtbehandlung an anderer Stelle erfolgen.

D. L. Bolinger, in: *Language* 22, 1946, 333-340.
 W. L. Chafe, in: D. R. Olson et al., *Literacy, Language, and Learning: The Nature and Consequences of Reading and Writing*, Cambridge 1985, 105-123.
 E. Coseriu, *Die Geschichte der Sprachphilosophie von der Antike bis zur Gegenwart*, Tübingen 1970/72.
 F. Coulmas, *Über Schrift*, Frankfurt/M. 1985.
 J. Derrida, *De la grammatologie*, Paris 1967.
 W. F. Edgerton, in: *Language* 17, 1941, 148-151.
 E. Feldbusch, *Geschriebene Sprache. Untersuchungen zu ihrer Herausbildung und Grundlegung ihrer Theorie*, Berlin & New York 1985.
 I. J. Gelb, *A Study of Writing*, ²Chicago 1963.
 H. Glück, *Schrift und Schriftlichkeit: eine sprach- und kulturwissenschaftliche Studie*, Stuttgart.
 C. Hagege, *L'homme de paroles. Contribution linguistique aux sciences humaines*, Paris 1985.
 R. Harweg, in: *Kratylos* 11, 1966, 33-48; id., in: W. A. Koch, *Perspektiven der Linguistik I*, Stuttgart 1973, 37-64.
 G. W. F. Hegel, *Enzyklopädie der philosophischen Wissenschaften im Grundrisse. Dritter Teil: Die Philosophie des Geistes*, Frankfurt/M. 1986.
 W. von Humboldt, *Ueber die Verschiedenheiten des menschlichen Sprachbaues*, in: *Gesammelte Schriften VI*, Berlin 1907, 111-202.
 N. Rude, in: C. Craig, *Noun Classes and Categorization*, *Typological Studies in Language* 7, Amsterdam & Philadelphia 1986, 133-138.
 W. Schenkel, in: *Royal Anthropological Institutes News* 15, 1976, 4-7; id., in: *Göttinger Miszellen* 52, 1981, 83-95; id., *Aus der Arbeit an einer Konkordanz zu den altägyptischen Sargtexten*, GOF IV/12, Wiesbaden 1983.
 A. Schlott, *Schrift und Schreiber im Alten Ägypten*, München 1989.
 J. Trabant, *Apeliotes oder Der Sinn der Sprache. Wilhelm von Humboldts Sprach-Bild*, *Supplemente* 8, München 1986; id., in: H. U. Gumbrecht & K. L. Pfeiffer, *Materialität der Kommunikation*, Frankfurt/M. 1988; id., *Traditionen Humboldts*, Frankfurt/M. 1990.
 J. Vachek, *Written Language: General Problems and Problems of English*, *Janua Linguarum, ser. crit.* 14, The Hague & Paris 1973.
 H. te Velde, in: *Visible Religion* 6, 1988, 169-179.



1. Grammatikkomponenten einer verschrifteten Sprache nach dem »aristotelischen« Modell.



2. Grammatikkomponenten einer verschrifteten Sprache nach dem »humboldtianischen« Modell.

Über die typologischen Verschiedenheiten von geschriebener und gesprochener Sprache

Frank Kammerzell

Text dazu:

Aristoteles, Derrida und ägyptische Phonologie: Zur systematischen Verschiedenheit von geschriebener und gesprochener Sprache, in: *Sesto congresso internazionale di egiptologia. Atti*, Vol. II, Torino 1993, 243-251

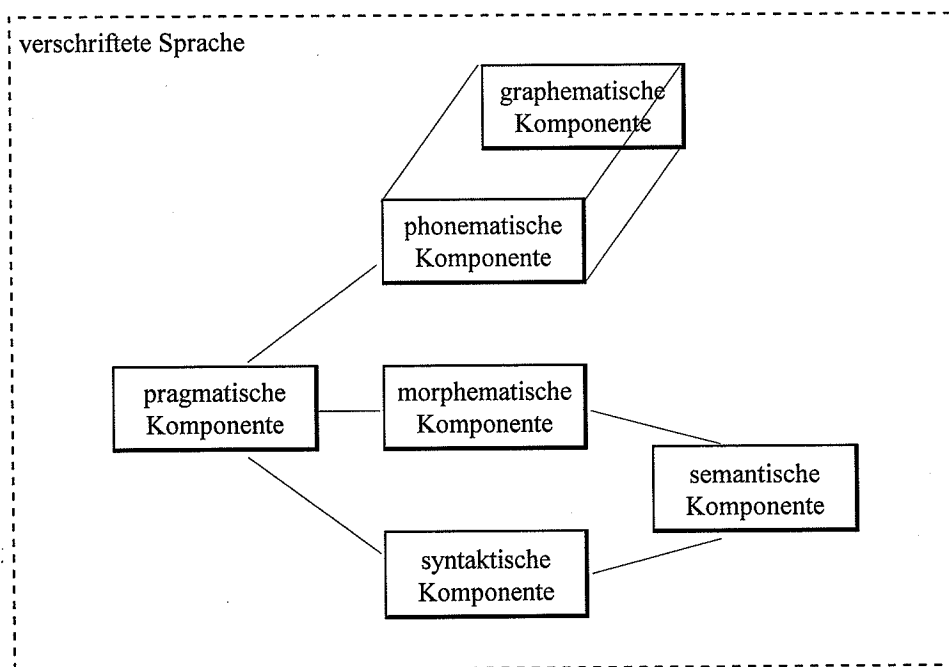
Die Vorstellung, dass die verschiedenen Sprachen nur dieselbe Masse der unabhängig von ihnen vorhandenen Gegenstände und Begriffe mit andren Wörtern bezeichnen und diese nach andren Gesetzen, die aber, ausser ihrem Einfluss auf das Verständniss, keine weitere Wichtigkeit besitzen, an einander reihen, ist, ehe er tiefer über die Sprache nachdenkt, dem Menschen zu natürlich, als dass er sich leicht davon losmachen könnte.

Wilhelm von Humboldt

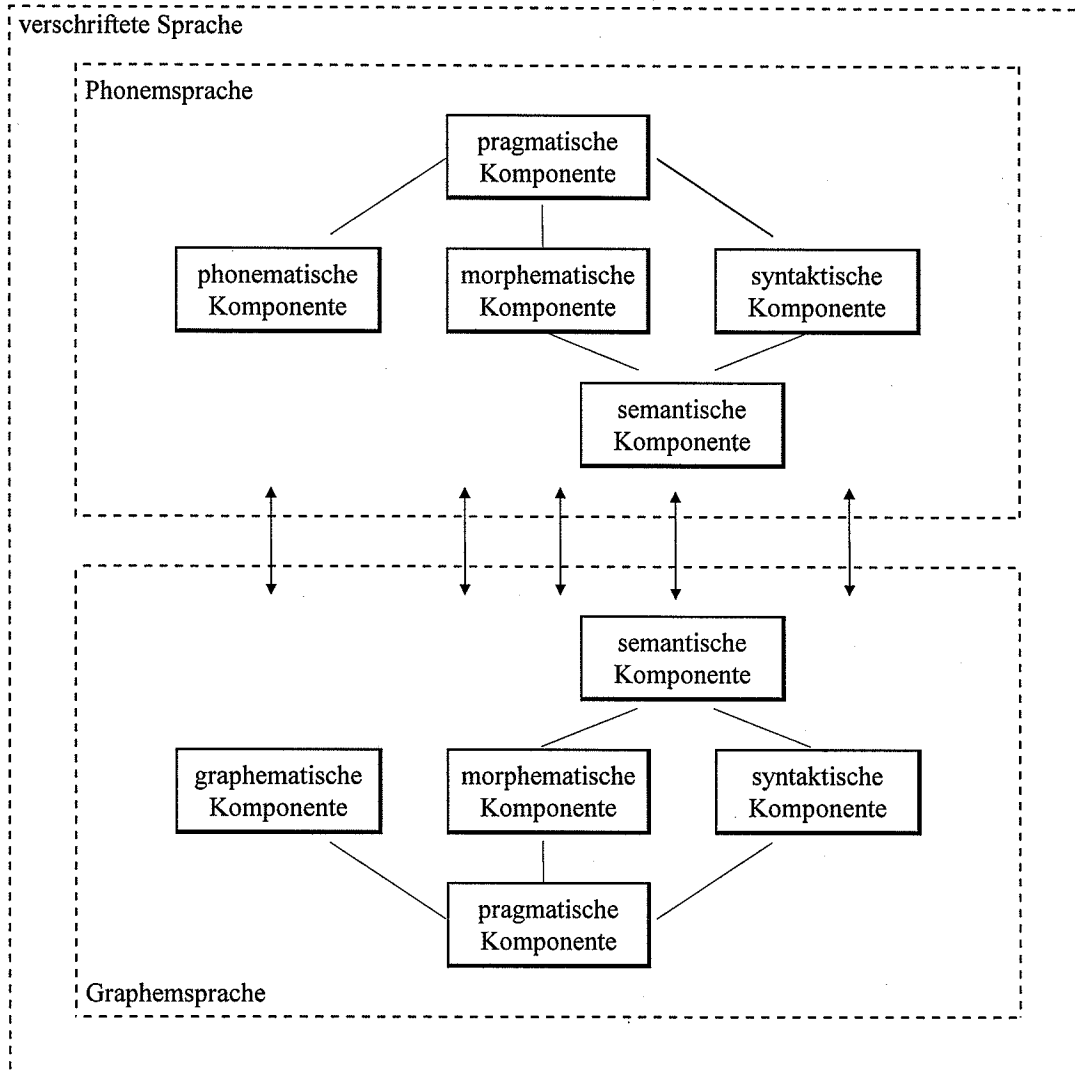
Hauptthese:

Zwischen der geschriebenen und der gesprochenen Repräsentationsform ein und derselben Sprache bestehen zuweilen systematische Unterschiede in einem Ausmaß, wie es gewöhnlich nur zwischen verschiedenen Einzelsprachen zu beobachten ist. Graphemsprachlich-phonemsprachliche Differenzen existieren auf allen Ebenen der Grammatik, im Extremfall können sie massive typologische Kontraste konstituieren. Das Ägyptische aus der Epoche um 2000 v. Chr. stellt einen solchen Fall dar.

(1) Zur Positionierung der graphematischen Komponente



(a) Grammatikkomponenten einer verschrifteten Sprache nach „aristotelischem“ Modell



(b) Grammatikkomponenten einer verschrifteten Sprache nach „humboldtianischem“ Modell

(2) Klassensuffixe in der ägyptischen Graphemsprache

BURMESISCH	Graphemsprache	Phonemsprache
'palace'	$\langle nanh\ t\bar{o} \rangle$ SBST.- <u>CL</u> . $\{palace\}^l\text{-}\{\text{DISTINGUISHED}\}^m$	$/nan\ t\bar{o}/$ SBST.- <u>CL</u> . $\{palace\}^l\text{-}\{\text{DISTINGUISHED}\}^m$
'fall (down)'	$\langle kya\ sv\bar{a}h\ saññ \rangle$ VB.- <u>CL</u> .-INF. $\{fall\}^l\text{-}\{\text{GO}\}^m\text{-}\{\text{INF.}\}^m$	$/tja\ \theta\bar{u}a:\ \delta i:/$ VB.- <u>CL</u> .-INF. $\{fall\}^l\text{-}\{\text{GO}\}^m\text{-}\{\text{INF.}\}^m$

ÄGYPTISCH	Graphemsprache	Phonemsprache
‘Höfling’	 $\langle s-mr^m-r-EHRWÜRDIG \rangle$ Sbst.- Klassifikator {Höfling} ^l -{EHRWÜRDIG} ^m	/ʃVmVl/ Sbst. {Höfling} ^l &{SBST., SG., MASK., ...} ^m
‘hin(unter)fallen’	 $\langle h-ʒ-GEHEN \rangle$ Vb.- Klassifikator {fallen} ^l -{GEHEN} ^m	/hVrV-/ Vb. {fallen} ^l &{VB., INF., ...} ^m

ENGLISCH	Graphemsprache	Phonemsprache
‘Palast’	$\langle palace \rangle$ Sbst. {Palast} ^l	/ˈpælɪs/ Sbst. {Palast} ^l
‘hin(unter)fallen’	$\langle fall \rangle$ Vb. {fallen} ^l	/fɔ:l/ Vb. {fallen} ^l

Sowohl im Burmesischen als auch in der ägyptischen Graphemsprache können formgleiche Elemente als freie Morpheme auftreten:

BURMESISCH	Graphemsprache	Phonemsprache
‘gehen’	$\langle svāḥ saññ \rangle$ Vb.-Inf. {GEHEN} ^l -{INF.} ^m	/θɰa: ði:/ Vb.-Inf. {GEHEN} ^l -{INF.} ^m

ÄGYPTISCH	Graphemsprache	Phonemsprache
‘ehrwürdig sein’	 $\langle šps-s \rangle$ Vb. {ehrwürdig sein} ^l	/ʃVpʃV-/ Vb. {ehrwürdig sein} ^l &{INF.} ^m
‘kommen’	 $\langle GEHEN(-w) \rangle$ Vb. {gehen} ^l	/jVwV-/ Vb. {kommen} ^l &{VB., INF., ...} ^m

Die Inventare der als Klassensuffixe gebrauchten Morpheme sind jeweils vergleichbar strukturiert:

Beispiele gängiger Klassifikatoren	Ägyptische Graphemsprache	Ägyptische Phonemsprache	Burmesisch	
			Graphemsprache	Phonemsprache
{Person} ^m		—	<yok>	/youV/
{Tier} ^m		—	<kom̄>	/gaū/
{Baum} ^m		—	<apan̄>	/apī/
{Haus} ^m		—	<choñ>	/sō/
{Buch} ^m		—	<up>	/ouV/

(3) Grammatikalisierte Statusunterschiede in der ägyptischen Graphemsprache

	Modernes Englisch	Gegenwartsdeutsch
‘du’	{<you>, /ju:/, 'PRON., 2. SG./PL.C.'} ^m	{<du>, /du:/, 'PRON., 2. SG.C., VERTRAUT'} ^m
‘ihr’		{<ihr>, /i:ɪ/, 'PRON., 2. PL.C., VERTRAUT'} ^m
‘sie’		{<sie>, /zi:/, 'PRON., 2. SG./PL.C., HÖFLICH'} ^m

Aufgrund der afroasiatischen und der koptischen Befunde ist davon auszugehen, daß das suffigierte Personalpronomen der Ersten Person Singular unabhängig von Geschlecht und Status der sprechenden Person einheitlich /i:/ – d.i. [i: ~ij] – lautete:

afroas. {*i:, *ija, 'PRON., 1. SG.C.'}^m

äg._{PS} {[i: ~ij], 'PRON., 1. SG.C.'}^m

kopt. {<I~T~Ø>, /i ~t~Ø/, 'PRON., 1. SG.C.'}^m

ÄGYPTISCH	Phonemsprache	Graphemsprache (spätes 1. Jt. v. Chr.)
‘ich’	{[i: ~ij], 'PRON., 1. SG.C.'} ^m	{<Ø>, 'PRON., 1. SG.C.'} ^m
		{<j>, 'PRON., 1. SG.C.'} ^m
		{<PERSON>, 'PRON., 1. SG.C./ <u>MASK.</u> '} ^m
		{<FRAU>, 'PRON., 1. SG. <u>FEMININUM</u> '} ^m
		{<EHRWÜRDIG>, 'PRON., 1. SG.C., <u>EHRWÜRDIG</u> '} ^m
		{<KÖNIG>, 'PRON., 1. SG.C., <u>KÖNIGLICH</u> '} ^m
		{<GOTT>, 'PRON., 1. SG.C., <u>GÖTTLICH</u> '} ^m

BURMESISCH	Phonemsprache	Graphemsprache
'ich'	/ŋa/	{{ <i>ŋa</i> }, 'PRON., 1. SG.C., <u>VERTRAUT</u> '}
	/cəma/	{{ <i>kyvaŋ ma</i> }, 'PRON., 1. SG. <u>FEM.</u> , <u>HÖFLICH-FORMELL</u> '}
	/cəno/	{{ <i>kyvaŋ tō</i> }, 'PRON., 1. SG. <u>MASK.</u> , <u>HÖFLICH-FORMELL</u> '}
	/cou/	{{ <i>kyut</i> }, 'PRON., 1. SG. <u>MASK.</u> (seltener auch <u>FEM.</u>), <u>FAMILIÄR</u> '}

(4) Nominale Pluralbildung

(4-1) Ägyptische Phonemsprache

Die gängigsten Muster der nominalen Pluralbildung in der ägyptischen Phonemsprache sind (im Maskulinum) die Suffigierung einer Endung /-əw/ oder /-u:wəw/, vgl.

Sg. /'du:niy/ 'Lebender'	Pl. /'dunɣ-əw/ 'Lebende'	Suffigierung von /-əw/
Sg. /'ja:təj/ 'Vater'	Pl. /'jatj-əw/ 'Väter'	Suffigierung von /-əw/
Sg. /ʃan/ 'Bruder'	Pl. /ʃa'n-u:wəw/ 'Brüder'	Suffigierung von /-u:wəw/

(4-2) Bahasa Indonesia

Sg. /bapak/ 'Vater'	Pl. /bapak-bapak/ 'Väter'	Totalreduplikation
Sg. <bapak> 'Vater'	Pl. <bapak-bapak> 'Väter'	Totalreduplikation
Sg. <bapak> 'Vater'	Pl. <bapak ² >	Suffigierung des Zahlworts '2'

(4-3) Ägyptische Graphemsprache

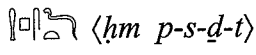
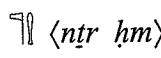
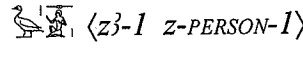
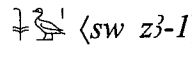
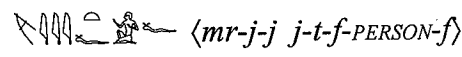
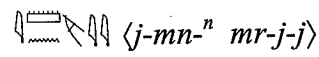
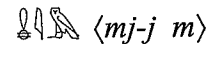
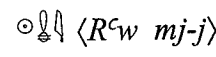
Sg. 'Lebender'	Pl. 'Lebende'	Suffigierung von
Sg. 'Bruder'	Pl. 'Brüder'	Stammmodifizierung (selten)
Sg. 'Vater'	Pl. 'Väter'	Dreifachsetzung des Stamms
Sg. 'Bruder'	Pl. 'Brüder'	Suffigierung des Zahlworts '3'
Sg. 'Bruder'	Pl. 'Brüder'	Dreifachsetzung des Klassifikators
Sg. 'Bruder'	Pl. 'Brüder'	Blending: dreifacher Stamm mit Flexion, Suffix und dreifachem Klassifikator
	Koll. 'Waffen'	Kumulation von Klassifikatoren

(5) Statusbedingte Besonderheiten in der graphemsprachlichen Wortstellung

Für sämtliche Chronolekte des Ägyptischen gilt normalerweise:





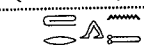
- In einem Possessivausdruck folgt der Possessor dem Possesum (NGen),
- In einer Präpositionalphrase folgt das Komplement der Präposition (PräpN), nur im ältesten Ägyptisch existieren einige wenige Postpositionen.
- In Verbalphrasen folgt das Komplement dem Verbum (VO).

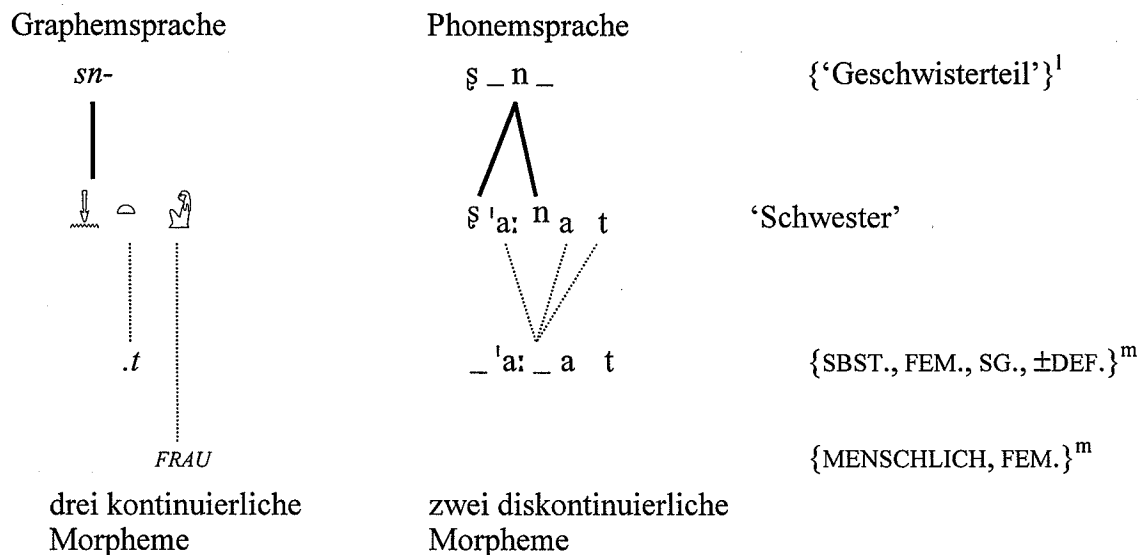
Einige Substantive, die auf besonders statushohe Wesen (König, Gottheiten) referieren, werden jedoch graphemsprachlich in einigen festen Verbindungen häufig vorangestellt:

<i>hm-psd.t</i> /ham-pø'ʃi:c'at/ 'Diener der Neunheit'	
aber: <i>hm-ntr</i> /'ham-nacil/ 'Diener des Gottes', 'Priester'	
<i>z3-z(j)</i> /ʃsir-ʃsVj/ 'Sohn des Mannes'	
aber: <i>z3-nzw</i> /ʃsir-ʃnVʃVw/ 'Sohn des Königs'	
<i>mr.y- jt(j)=f</i> /maljij- 'jatjəf/ 'Liebling seines Vaters'	
aber: <i>mr.y- Jmnw</i> /maljij- ja'ma:nuw/ 'Liebling des Amun'	
<i>mj- m</i> /maj-ʃma/ 'wie was?'	
aber: <i>mj- Rcw</i> /maj-ʃli:duw/ 'wie der Sonnengott'	

(6) Kontinuierliche versus diskontinuierliche Morpheme

Sowohl in der gesprochenen als auch in der geschriebenen Sprache des Ägyptischen treten Morpheme auf, die in der jeweils anderen Repräsentationsform regelmäßig ohne Entsprechungen sind: Den Vokalisationsmustern der phonemsprachlichen Wurzeln entsprechen keine Grapheme, und die geschriebenen Klassensuffixe (Semogramme) besitzen keine Gegenstücke in der Phonemsprache:

GRAPHEMSPRACHE	PHONEMSPRACHE
 'UMHERZIEH-' } ^{lex.}	{/p_x_l/ 'UMHERZIEH-' } ^{lex.}
∅	{/_a_i_/ 'Präteritalstamm' } ^{gramm.}
 'Bewegungsklasse' } ^{gramm.}	∅
 'Präteritalaffix' } ^{gramm.}	{/_na_/ 'Präteritalaffix' } ^{gramm.}
 '2sf' } ^{gramm.}	{/_c/ '2sf' } ^{gramm.}
	'DASS DU UMHERZOGST' /pa'xilnac/



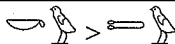



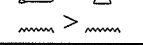
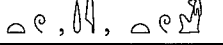




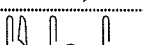
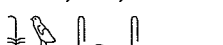
(7) Überblick

GRAPHEMSPRACHE	PHONEMSPRACHE
<ul style="list-style-type: none"> • großes Grapheminventar (> 500, potentiell offene Klasse) • unübersehbare Anzahl graphisch distinktiver Merkmale als Formantien der Grapheme • hohe Zahl graphematisch einfacher Morpheme (mehrere Hundert) • hohe Zahl graphisch motivierter Morpheme (ikonisch bezeichnete) • Grapheme als diskrete Elementareinheiten • hoher Grad emischer Varianz • Klassensuffixe • grammatikalisierte Statusoppositionen im Pronominalbereich • Genusopposition beim suffigierten Personalpronomen der Ersten Person • Neuägyptisch: Genusopposition beim enklitischen Personalpronomen der Zweiten Person (jedoch nicht in der Dritten Person!) • nominale Plural- und Dualbildung durch Suffigierung einer Pluralendung, Suffigierung eines Zahlworts, Mehrfachsetzung eines Klassensuffixes, Totalreduktion, oder Kumulation von Pluralmorphemen • Statusabhängige Abweichung von der Konstituentenfolge N-Gen: Gen-N • nahezu ausschließlich kontinuierliche Morpheme • kaum veränderliche Wortstämme (z.B. A) • agglutinierend-isolierend 	<ul style="list-style-type: none"> • kleines Phoneminventar (30-40, geschlossene Klasse) • wenige phonetisch distinktive Merkmale (12) als Formantien der Phoneme • geringe Zahl phonematisch einfacher Morpheme (einige Dutzend) • geringe Zahl lautlich motivierter Morpheme (Onomatopoetika) • Phoneme als potentiell diskrete Elementareinheiten • Grad emischer Varianz nicht eruierbar — — — • Genusopposition beim enklitischen Personalpronomen weder in der Zweiten noch in der Dritten Person • nominale Plural- und Dualbildung durch Suffigierung einer Pluralendung • Konstituentenfolge durchgängig N-Gen • kontinuierliche und diskontinuierliche Morpheme • veränderliche Wortstämme (z.B. //) • flektierend-agglutinierend

(8) Fragen für typologische Forschungen

- Welche Konsequenzen sind zu ziehen, wenn sich Verstöße gegen Universalienhypothesen abzeichnen, die allein graphemsprachlich in Erscheinung treten?

Beispiel (Behauptung *pronominal gender 2sg* \Rightarrow *pronominal gender 3sg*)

	voräg.	altägyptisch	mittelägyptisch	neuägyptisch
2sm	*-kuw	 -kuw > -cuw	 -cuw > -tu	 -tə
f	*-kim	 -cim	 -cin > -tin	 -tə
3sm	*-šuw	 -šuw	 -su	 -sə
f	*-šij	 -šij	 -si	 -sə

- Gibt es spezielle „graphemsprachliche Universalien“, die sich von phonemsprachlichen unterscheiden?
- Bestehen möglicherweise Zusammenhänge zwischen kookkurrenten Merkmalen (beispielsweise schwach entwickelte Flexion, ausgeprägtes System von Klassensuffixen, Numerusbildung durch Totalreduktion und grammatikalisiertem Status)?
- Sind bestimmte Charakteristika der ägyptischen Hieroglyphenschrift (und möglicherweise auch der beiden anderen alten autochthonen Systeme, des Sumerischen und des Chinesischen), die typologische Parallelen in Kreols besitzen, vielleicht darauf zurückzuführen, daß sich die frühen Schriftsysteme allesamt in einem Kontext intensiven Sprachkontakts herausgebildet haben?